

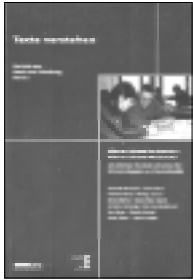


Bloc Notes

L'angolo delle recensioni

In questa rubrica proponiamo sia recensioni che presentazioni di nuovi libri. Queste ultime sono contraddistinte da un asterisco.

Texte verstehen. Berichte aus Praxis und Forschung, Band 2, Verlag Pestalozzianum (2005).



Spätestens seit PISA und der anschließenden Debatte um eine bessere Integration von Migrantenkindern werden sprachliche Kompetenzen (wieder) verstärkt als wesentliche Voraussetzung für schulischen und beruflichen Erfolg erachtet. Dadurch ist auch dem Umgang mit Texten erneute Aufmerksamkeit zuteil geworden. Besonders bei Berufsschülern, mit und ohne Migrationshintergrund, sind in dieser Kompetenz oft erhebliche Defizite zu beklagen: Grund genug für das Höhere Lehramt Berufs- und Mittelschulen Zürich, Forscher und Praktiker zu einer gemeinsamen Fachtagung einzuladen. Deren Referate und Workshops aus dem Frühjahr 2004 sind inzwischen in einem zusammenfassenden Band unter dem Titel "Texte verstehen" dokumentiert. So können auch Interessenten, die an dem Treffen nicht teilgenommen haben, Einblick in die Probleme bei Aufbau und Entwicklung von Lesekompetenz und in die Notwendigkeit umfassender Fördermassnahmen gewinnen.

PISA-Ergebnisse und Folgen für die Schweizer Schule

Den Berichten des ersten Teils über einschlägige Untersuchungen und Projekte vorangestellt ist eine kritische Betrachtung des PISA-Leistungsvergleichs und der Reaktionen in der Schweizer Öffentlichkeit. Dabei kommt Urs Moser zu dem Schluss, dass die Problemlösungsfälle, die bei PISA zu bewältigen waren, keineswegs die Schweizer Schüler benachteiligten.

Dem Autor zufolge waren vielmehr Kenntnisse in einem breiten Spektrum von allgemeinem Wissen und praktischen Fertigkeiten gefragt - nur würden diese an Schweizer Schulen eher selten geübt und eingesetzt! Das jetzt überall gepriesene finnische Modell einfach zu übernehmen, bringe wenig Erfolg; stattdessen gelte es, aus den Schweizer Ergebnissen heraus positive Vorschläge zu entwickeln. Das betrifft vorrangig alles, was der Förderung von Migrantenkindern in der Unterrichtssprache und der Nutzung ihrer Mehrsprachigkeit für die interkulturelle Kompetenzbildung *aller* Kinder dient, wobei gezielte Leseförderung schon im Vorschulalter beginnen müsse. Schliesslich plädiert Moser für die Orientierung an verbindlichen Standards, um genau definierte und überprüfbare Leistungsziele zu gewährleisten.

Medienkompetenz und Lesefertigkeiten

Der Forderung nach einem konsequenteren Einbezug der Lebenswirklichkeit der Schüler entsprechen auch die Beobachtungen, die Peter Sieber als Teilnehmer an dem Forschungsprojekt "Lernen im Kontext neuer Medien" machen konnte. Sieber rät dazu, die Medienkompetenz der Schüler zu stärken und dadurch das Bildungsgefälle abzumindern, das zwischen Kindern aus verschiedenen sozio-ökonomischen Milieus besteht. Dazu gehört für ihn auch die Anerkennung der durch die Medien - meist ausserschulisch - erworbenen literalen Rezeptionsstrategien, z. B. der Schreibkonventionen und Textmuster, die zwar weniger den traditionellen schulischen Ausdrucksnormen entsprechen, aber letztlich zu einer Ausweitung der Lesefertigkeiten beitragen könnten.

Methoden der Leseförderung

Möglichkeiten, um die Motivation für den vermehrten Umgang mit Texten anzuregen, sieht Hans-Peter Hodel im Einsatz des Europäischen Sprachenportfolios. Wie auch bei anderen Kompetenzen trägt die Reflexion über geleistete Lektüren und die Einschätzung der eigenen Fertigkeiten zur Entwicklung einer autonomeren Lernhaltung bei, die natürlich in den verschiedensten Bereichen des Spracherwerbs zum Tragen kommt. Hodel demonstriert an mehreren Beispielen, wie individuelles Lesen und Selbstevaluation verbunden werden können und so den Lernzuwachs transparent machen. Auf die Bewusstmachung von Lesestrategien zielt ebenfalls das Projekt "Deutschförderung in der Lehre" ab, das Claudio Nodari zusammen mit den Lehrern zweier Zürcher Berufsschulen für die speziellen Bedürfnisse dieser Schüler erarbeitet hat. (siehe auch den Beitrag von Nodari *et al.* in diesem Heft, S. 76 ff.) Einerseits hat sich gezeigt, dass allein durch die Steigerung von Lesefrequenz und -*quantität* noch keine höhere *Qualität* beim Leseverstehen zu erreichen ist. Andererseits führt auch die weit verbreitete Methode von Begleitfragen zu Texten nur selten zu einer Verbesserung der angestrebten Kompetenz. Aus diesen Erfahrungen zieht der Autor den Schluss, dass nur kombinierte Massnahmen greifen, bei denen sich Regelunterricht und punktuelle Trainingsprogramme zu ganz bestimmten Techniken und Fertigkeiten ergänzen. Für die ungenügenden Leseleistungen macht Nodari alle betroffenen Akteure verantwortlich: die Lehrer wegen ihrer mangelnden lesedidaktischen Ausbildung; die Berufslernenden, die heute deutlich schwierigere Fachtexte bewältigen müssten und deshalb auch die Lehrmittelaufgaben, die bei der Wahl von Dokumenten nur zu häufig zugunsten

einer möglichst vollständigen fachlichen Information die dafür notwendige sprachliche Verständlichkeit vernachlässigten.

Blick auf die Literaturdidaktik

Der dritte Teil des Bandes erscheint mit seinen literaturdidaktischen Vorschlägen weniger innovativ, obwohl der Leser auch hier auf einige Entdeckungen stossen kann, die sich für das Ausprobieren empfehlen. Beispielhaft dafür seien genannt: Manfred Gloor Ausführungen zur Produktionsmethode und Textrezeption bei Ernst Jandl sowie Cornelia Baumanns Beitrag zu einem handlungsorientierten Umgang mit Texten. Der im Fremdsprachenunterricht bewährten Methode des Vergleichs von Bild und Text fügt Antonie Hornung neue Erkenntnisse und Überlegungen hinzu, indem sie die Unterschiede in der jeweiligen Informationsvermittlung herausarbeitet und auf Konsequenzen für Entschlüsselungsstrategien und Interpretation verweist. Diese müssten jedoch noch für den Unterricht konkretisiert werden.

Hannelore Pistorius, Genf

Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varietätenlinguistik. (2006)
Hrsg. von **Christa Dürscheid und Martin Businger. Gunter Narr Verlag Tübingen.**



Schweizerhochdeutsch ist in der Schweizer Linguistik gut erforscht und viel diskutiert. Insbesondere in jüngsten Bildungsdebatten kommt Schweizerhoch-

deutsch öfters zur Sprache, z.B. wenn es im Zusammenhang mit der PISA-Studie um (tatsächlich oder angeblich) mangelnde Hochdeutschkompetenz bei Schülerschaft und Lehrpersonal oder um die Einführung von Fremdsprachen auf der Primarstufe geht – hier wäre die Frage, ob Hochdeutschlernen bereits dem Fremdsprachenlernen gleich kommt oder nicht. Konsens besteht darüber, dass die lexikalischen, lautlichen und grammatischen Eigenheiten des Schweizerhochdeutschen dazu berechtigen, von einer eigenen Varietät des Hochdeutschen zu sprechen. Deutsch ist aus dieser Sicht eine plurizentrische Sprache. Besonders gut erforscht ist Schweizerhochdeutsch im Bereich des Wortschatzes. Erwähnt seien hier der Duden-Band „Wie sagt man in der Schweiz“ (Meyer 1989), das „Schweizer Wörterbuch“ (Meyer 2006) oder das „Variantenwörterbuch des Deutschen“ (Ammon et al. 2004). Der Band „Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varietätenlinguistik“, hg. von Christa Dürscheid und Martin Businger, versammelt nun eine Reihe wissenschaftlicher Aufsätze, die sich auch weniger bekannten Aspekten des Schweizerhochdeutschen widmen.

Helvetismen

In den Beiträgen von di Paolo/Glaser und Lingg wird der Frage nachgegangen, wie gut Helvetismen („Besonderheiten des Schweizerhochdeutschen“) bei einzelnen Sprecherinnen und Sprechern erkannt werden. Es zeigt sich z.B., dass jüngere und gut ausgebildete DeutschschweizerInnen Helvetismen besser erkennen als andere. Zudem wird nachgewiesen, dass Personen aus Deutschland eine Reihe von Helvetismen in einem NZZ-Artikel besser erkennen als Personen aus der Deutschschweiz. Dies weist darauf hin, dass Varianten aus der Aussenperspektive besser wahrgenommen werden als

aus der Innenperspektive. Am Wort *Schnürsenkel* zeigt Lingg, wie eine Variante zwar verwendet, jedoch nicht als eigene Variante anerkannt wird. Als Schweizer Variante wird ‚Schuhbündel‘ angesehen. Dies ist ein Unterschied, der von breit angelegten empirischen Korpusanalysen freilich nicht erfasst werden kann, und dessen Beschreibung auch in Wörterbuchartikeln eine Herausforderung darstellt. So würde es Lingg begrüßen, wenn im „Variantenwörterbuch des Deutschen“ genauere Angaben zur Herkunft und zum Gebrauch der Varianten gemacht würden und wenn angegeben würde, ob es sich bei bestimmten Varianten z. B. um Frequenzhelvetismen handelt oder ob sie mundartlich oder umgangssprachlich markiert sind. Dieser berechtigten Anregung ist entgegen zu halten, dass im Kommentarfeld zahlreicher Wörterbuchartikel im „Variantenwörterbuch des Deutschen“ durchaus Angaben zur Frequenz zu finden, und dort viele Lemmata mit Zusatzmarkierungen zu Stilschicht und Normebene versehen sind.

Zur Akzeptanz des Schweizerhochdeutschen

Für Lehrpersonen besonders interessant dürften diejenigen Beiträge sein, in denen es u.a. um die Einstellung von Lehrpersonen gegenüber dem Schweizerhochdeutschen geht (Baigger/Sutter, Läubli) sowie die Beiträge über das Schweizerhochdeutsche im schulischen Alltag (Landert, Oberholzer) und im Bereich Deutsch als Fremdsprache/Deutsch als Zweitsprache (Hägi). Lehrerinnen und Lehrer scheinen das Schweizerhochdeutsche noch immer mehrheitlich als defizitäres Hochdeutsch zu betrachten. Sie sind sprachkonservativer als manche Wörterbücher, mit denen sie aber in ihrer Ausbildung offenbar nicht genügend bekannt gemacht worden sind. Von 15 befragten Mittel- und Oberstufenlehr-

personen kennt bspw. niemand den Band „Wie sagt man in der Schweiz“ (Meyer 1989). Die Unsicherheit über den standardsprachlichen Status von Helvetismen mag auch daher rühren, dass verschiedene Wörterbücher widersprüchliche Angaben über die Normebene einzelner Varianten machen. Im Zusammenhang mit der Erstellung von Nachschlagewerken monieren Baigger/Sutter ferner, dass sich ein zirkulärer Charakter dadurch ergebe, dass Hochschulprofessoren und Korrektoren einen Kanon von Modelltexten und linguistischen Studien ausschöpften, die dann in die Wörterbucharbeit einfließen, worauf dieselben Wörterbücher wiederum herangezogen würden, um die Varianten zu prüfen. Dies ist eine bedenkenswerte Feststellung. Allerdings ist hier einzuwenden, dass es meistens nicht Hochschulprofessoren sind, die Wörterbücher schreiben, und dass der befürchtete Zirkulärschluss in jüngster Zeit durch den Einzug der Korpuslinguistik in die Lexikografie durchbrochen wird.

Einen guten Überblick zur aktuellen Praxis und zu Richtlinien zum schulischen Gebrauch des Schweizerhochdeutschen liefert Oberholzer. Sie zeigt, wie die Forderung nach mehr Hochdeutschgebrauch an Deutschschweizer Schulen in relativ kurzer Zeit laut geworden ist und in welchen bildungspolitischen und didaktischen Zusammenhängen sie steht. Aus dem Beitrag von Landert geht hervor, dass der Gebrauch von Hochdeutsch an Kindergärten die Kinder vor allem lexikalisch fördert.

In mehreren Beiträgen wird implizit mehr praktische Vermittlung des linguistisch akzeptierten Konzepts der Plurizentrik der deutschen Standardsprache gefordert (Hägi, Steger). An einer solchen Vermittlung scheint Scharloth in seinem Beitrag hingegen zu zweifeln. Er wirft die Frage auf, ob nicht die Kodifizierung von vorwiegend in der Schweiz gebräuchlichen Varianten und ihre Beschreibung als ‚nationale Varietät der deutschen

Standardsprache‘ durch Linguistinnen und Linguisten an den Normvorstellungen der Sprecherinnen und Sprecher vorbeigehen. So gesehen, erscheint das Schweizerhochdeutsche als plurizentrische Varietät eine linguistische Kopfgeburt zu sein, die bei der Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher keine Resonanz findet. Demgegenüber gibt es gerade im hier rezensierten Band genügend Nachweise dafür, dass es sich beim Schweizerhochdeutschen um eine empirisch gut beschreibbare Varietät handelt. Wie gut diese Varietät bei den Sprecherinnen und Sprechern akzeptiert ist, steht freilich auf einem anderen Blatt. Durch ein geschickt angelegtes Wahrnehmungsexperiment gelingt es nämlich Scharloth zu zeigen, dass Helvetismen in gesprochener Sprache bei Deutschschweizer Sprecherinnen und Sprechern dann am besten akzeptiert werden, wenn sie aus dem Munde eines deutschen Sprechers kommen.

Eine schweizerhochdeutsche Grammatik?

Ein noch wenig erforschtes Gebiet stellt die syntaktische standardsprachliche Variation dar (Dürscheid/Hefti). Die Besetzung des Vorfelds mit dem Adverb *bereits* (z.B. „Bereits liegt in den Alpen Schnee.“), die Reduktion eines *dass*-Satzes auf einen Verberstsatz („Gut, gibt’s Karton.“), die Ellipse eines Platzhalters im Vorfeld („Kommt dazu, dass...“) oder die Bevorzugung von Partizipialkonstruktionen und verkürzten Nebensätzen („Dort angekommen, verstand er alles.“) scheinen typisch für die schweizerhochdeutsche Syntax. Ein weiteres Beispiel ist der *am*-Progressiv, der auch durch ein Objekt erweitert werden kann: „Sie sind Tourneen am Planen und Vermarkten.“ Dieses Beispiel wird übrigens auch im Variantenwörterbuch beschrieben, und zwar unter dem Lemma „am“, Ziffer 4. Dort erfährt man auch, dass es sich bei dieser Konstruktion um einen Grenzfall des Standards handelt. Interessant

ist wiederum die von den Autorinnen festgestellte Diskrepanz zwischen dem tatsächlichen Vorkommen syntaktischer Varianten in Schweizer Zeitungen und der Einschätzung der Schweizer Testpersonen zur Akzeptabilität solcher Sätze. Selbst Konstruktionen, für die in der geschriebenen Sprache viele Belege gefunden werden können, werden mehrheitlich abgelehnt und nicht als standardsprachlich anerkannt.

Zum Umgang mit standard-sprachlicher Variation in den Medien und in der Politik

Interessantes erfährt man auch zum Gebrauch von Helvetismen und vom Umgang mit Helvetismen in der Mediensprache (Ehram-Neff, Walser, Zacheo). Im *Blick* enthalten v.a. „meinungsbetont-persuasive“ Texte Helvetismen. Hier ist zu bemerken, dass die Zählweise der Erhebung nicht ganz transparent ist. Eine Art pragmatische nationale Variante scheint der Umgang mit der neuen Rechtschreibung zu sein (Zacheo). Deutschschweizer Medien haben mehrheitlich eine kontrastive Darstellung mit Medien aus Österreich und Deutschland als Weiterführung erhellend. Auch in Steiners interessanter Analyse zur Sprache in Parlamentsdebatten, die bspw. in einer deutschen Bundestagsdebatte mehr Zwischenrufe verzeichnet als in einer Debatte des Zürcher Kantonsrats, könnte ein systematischerer Vergleich politischer Debatten in Österreich, Deutschland und der Schweiz weitere Aufschlüsse geben.

Erfreulicherweise sind unter den Beiträgerinnen und Beiträgern Studierende. Es ist besonders erwähnenswert, dass diese in ihren eigenständigen Arbeiten der empirischen Herangehensweise grosses Gewicht beimessen. Durch einen zusätzlichen redaktionellen Arbeitsgang hätten einige Redundanzen vermieden werden können, bspw. zur Kategorisierung und Definition von Helvetismen,

und die Beiträge hätten stärker miteinander verknüpft werden können. Zudem gibt es einige Publikationen, die im Umfeld der verschiedenen Forschungsstellen des Variantenwörterbuchs entstanden sind, die im hier rezensierten Band anscheinend nicht zur Kenntnis genommen worden sind. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass es sich um ein sehr lesenswertes Buch handelt, das die aktuelle Forschung zum Schweizerhochdeutschen und vielleicht auch zu den anderen deutschen Varietäten sicherlich befruchten wird. Zu wünschen bleibt nach wie vor, dass die Forschungsergebnisse vermehrt auch für die Erstellung und Bearbeitung sprachdidaktischer Hilfen herangezogen werden.

AMMON, U. et al. (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Berlin / New York, De Gruyter.
 MEYER, K. (1989): *Wie sagt man in der Schweiz*. Mannheim etc., Dudenverlag.
 MEYER, K. (2006): *Schweizer Wörterbuch. So sagen wir in der Schweiz*. Frauenfeld, Huber.

Regula Schmidlin, Basel

COLOMBO, Simona (2005): *Deutsch als Fremdsprache. Kommunikationsstrategien im geschriebenen und gesprochenen Deutsch italienischer Studierender*. Frankfurt am Main u.a., Peter Lang. ISBN 3-631-54236-4



Wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten sind nur für wenige ein Lesevergnügen, einigen bedeuten sie einen Pflichtakt, und die meisten nehmen ihre Erscheinung gar nicht wahr,

auch wenn sie durchaus an dem Inhalt beruflich oder persönlich interessiert sein könnten. Der lange Weg von der

Wissenschaft zur Praxis scheint in dieser Studie von Simona Colombo auf angenehme Weise verkürzt, denn hier wird nur soweit theoretisch fundiert, wie es der empirische Teil erforderlich macht. Das dürfte in Anbetracht der Tatsache, dass Strategien schon Anfang der 80er und verstärkt seit Mitte der 90er Jahre ein Dauerthema in der Fremdsprachenlehrforschung darstellen, keinesfalls leicht gefallen sein.

Strategien als bewusste Handlungspläne

Mit Fokus auf die morphosyntaktische und lexikalisch-semantische Ebene werden die Kommunikationsstrategien in schriftlichen (Hausaufgaben) und mündlichen (Interviews) Äußerungen 10 italienischer Lernender während ihres Studienaufenthaltes in Deutschland analysiert. Der erste Teil beginnt mit einer Begriffsbestimmung, wobei zwischen den umstrittenen Merkmalen „intentional“ und/oder „automatisch“ zugunsten von Strategien im Sinne bewusster Handlungspläne entschieden (9, 16) und diese von Taktiken abgegrenzt werden (14). Bei der Klassifikation der Lernstrategien erfolgt der Bezug auf die gängigen Einstufungen (Bimmel/Rampillon, O'Malley u.a., Oxford, Knapp-Potthoff/Knapp), wobei für den Fragebogen zur Datenerhebung des gesprochenen Deutsch vor allem Bimmel/Rampillon und Oxford die Vorlage liefern; das Analyseraster baut dagegen auf dem Klassifikationsmodell von Færch/Kasper auf (36). Hiernach werden folgende Oberkategorien unterschieden: Formale Reduktion (z.B. fällt bei vorangegangenen Zahlenangaben die Pluralendung weg), Übernahmen aus der Muttersprache oder dem Englischen („Ich könnte viele Sachen sagen“) oder Herleitungen aus der Zielsprache (so entstehen unter Anwendung deutscher Ableitungsregeln die Worte „Glauber“ oder „Grenzungen“) (39). Dazu kommen noch die Kooperations-

und die nonverbalen Strategien. Diesen Oberbegriffen sind noch verschiedene Untergruppen zur genaueren Differenzierung zugeordnet, deren Gebrauch und Häufigkeit im Korpus untersucht werden sollen. Das Kapitel endet mit einer (kurzen) Übersicht, eher einer Auswahl, wie die Autorin selbst einräumt, über die Strategieforschung im Fremdsprachenbereich.

Schriftliche und mündliche Strategien, und wie man sie nachzuweisen versucht

Das 2. Kapitel ist dem Schreiben und Sprechen gewidmet, wobei bei ihrer Definition deutlich Überlappungen zwischen diesen beiden Formen sprachlicher Realisierung hervortreten und sie daher „als komplementäre, große Überschneidungsbereiche umfassende Subsysteme eines sprachlichen Systems aufgefasst werden“ (51). Auch enthüllt sich die Ambivalenz der Begriffe Schriftlich- und Mündlichkeit, denn es fehlt eine eindeutige Zuordnung von Eigenschaften (53). Mit einem leichten Seitenhieb gegen die Bevorzugung der gesprochenen Sprache, dem Lieblingskind der kommunikativen Fremdsprachendidaktik, werden die Hauptmerkmale von Schreiben und Sprechen – wie z. B. (situationsabhängige) Unterschiede in der Geschwindigkeit bei der Verarbeitung und Produktion, der Interaktion mit dem Empfänger und damit der formalen Ausführung – angeführt, und es wird auch auf Mischformen hingewiesen (54ff.). Für die durchgeführte Analyse fungieren die Verstöße gegen die Sprachnorm und Selbstkorrekturen im Mündlichen als Grundlage, was die Autorin selbst als nicht unproblematisch bezeichnet, aber damit begründet, dass richtige Leistungen eben nicht auffallen und somit der Einsatz von Strategien nicht nachgewiesen werden kann (62).

Zum Geltungsanspruch qualitativer Forschung

Im Anschluss (71-95) folgen die Kri-

terien qualitativer Forschung, die Methoden zur Datenerhebung und das Auswertungsverfahren, wobei die Forscherin für sich bzw. für qualitative Studien das „Dokumentieren der einzelnen Forschungsschritte“ (76) als besonders wichtig hervorhebt und in diesem Sinne verhältnismäßig detailliert das Forschungsvorgehen erläutert. Dieser erste Teil schließt mit dem Hinweis, dass die Befunde keinerlei Verallgemeinerbarkeit für sich beanspruchen (95), was nicht nötig wäre, denn die klare Darlegung des Forschungsgegenstandes und -designs gibt keinen Anlass, Zweifel an der Gültigkeit dieser Untersuchung zu hegen. Diese explizite Zurücknahme des Geltungsanspruches begründet sich wohl aus dem anscheinend immer noch bestehenden Rechtfertigungszwang qualitativer Forschung und übersieht, dass auch „harte“ Daten keine Garantie für Generalisierbarkeit bedeuten und selbst noch so komplexen und breit gestreuten Samples lediglich ihr hoher Abstraktionsgrad bescheinigt werden kann, aber keine Allgemeingültigkeit.

Resultate

Der umfangreichste Teil dieser Arbeit (97-321) gilt der Untersuchung der schriftlichen und mündlichen Produktion der Studierenden, eine Gewichtung, die sicherlich Vor- und Nachteile in sich birgt: So genau dargestellt lassen sich Wiederholungen nicht vermeiden, aber sie sind wohl der Preis, den Colombo für ihre Ausführlichkeit zu zahlen hat. Andererseits ist diese Analyse mit der Vielzahl an Textstellen und der von ihr gelieferten Interpretation gerade für diejenigen interessant, die Deutsch oder auch andere Fremdsprachen unterrichten; so z. B. ihre Erklärungen in Bezug auf den Gebrauch des Verbes „machen“: „Also *macht* sie eine rationale Wahl kann auf den Einfluss des Italienischen sowie auf die englische Redewendung *to make a choice* zurückgeführt werden; es kommt hin-

zu, dass das Verb ‚machen‘ als Passpartoutverb der deutschen Sprache gilt“ (169). Hier stellt sich die Tatsache, dass die Lehrer-/Forscherin italienische Muttersprachlerin ist, als ein deutlicher Vorteil heraus, da sie die Sicht ihrer Lernenden kennt und Interpretationen liefert, die einem nicht italienischen Muttersprachler wahrscheinlich völlig verborgen blieben. Interessant ist in den Leitfadeninterviews über das eigene Lernverhalten und die angewandten Strategien, wie unterschiedlich die Lernenden ihre Rückgriffe auf die Muttersprache oder die erste Fremdsprache Englisch wahrnehmen und beurteilen sowie auch der Widerspruch zwischen der Eigeneinschätzung und der tatsächlichen Produktion (321).

Bei der Auswertung der Ergebnisse in Kapitel 4 überrascht die relativ geringe Anzahl von Herleitungen aus L1 (Italienisch) und L3 (Englisch). Unabhängig von ihrem erreichten Niveau zeigen die Lerner eine Vorliebe für L2 basierte Strategien (328), woraus den interimsprachlichen Kommunikationsstrategien eindeutig eine große Bedeutung zukommt (346). Anhand der Ergebnisse entwirft die Autorin zum Abschluss für alle Beforschten Strategieprofile, die eine Art Kurzbericht darstellen und sowohl für die Lernenden als auch die sie Unterrichtenden interessant sein dürften. Da erfahren wir zum Beispiel von einer „lexikalisch L2-orientierten“ Lernerin, dass sie sich hauptsächlich bei der Strategiewahl auf ihre Kenntnisse in der Zielsprache bezieht, während den „korrektheitsstrebenden und kooperationsuchenden Typ“ eine hohe Anzahl von Selbstkorrekturen im Mündlichen und indirekten Appellen im Schriftlichen kennzeichnet (330). Nun wäre es meines Erachtens an dieser Stelle angemessen gewesen, Vergleiche zu anderen Studien anzustellen. Davor wird aber mit der Begründung der Unvergleichbarkeit unterschiedlicher Designs abgesehen (327/328), was aber auf jede For-

schung zuträfe. Der Standpunkt des Forschers ist in seiner historisch vermittelten individuellen Existenz immer subjektiv und in dem Sinne sind sein Vorhaben und Vorgehen einzigartig. Da aber Gegenstand der Forschung letztendlich reale Vorkommnisse sind, denen man ihren Anteil an Objektivierbarkeit nicht absprechen kann (Ausnahme: Radikalkonstruktivisten), lassen sich sehr wohl und insbesondere unter Berücksichtigung anderer Bedingtheiten Berührungspunkte feststellen und Ähnlichkeiten aufweisen. Ist es nicht genau dieses Zusammentragen von Gegenstandsbezügen, das Forschung in ihrem Anliegen, Realität transparenter zu machen, auszeichnet? Und gerade das leistet die Autorin und macht ihre Scheu vor Vergleichen grundlos: Ihre Untersuchung deckt nicht nur Lernstrategien von Lernenden auf und liefert damit einen wertvollen Beitrag zur Strategieforschung, sondern bietet auch Lehrern, Forschern und anderen an der Fremdsprachenvermittlung Interessierten Denkanstöße, wie Lernprozesse unter dem Zeichen der Mehrsprachigkeit ablaufen oder ablaufen können.

Sabine Hoffmann, Palermo

* *La Ville en Jeu*, Editions loisirs et pédagogie (lep) (2006)



L'Association **Français en Jeu**, active dans le Canton de Vaud, donne des cours de français à des adultes immigrés. Dans ce contexte, quatre formatrices ont élaboré, en

collaboration avec une illustratrice, un matériel français langue étrangère, destiné à des débutants complets: *La Ville en Jeu*.

Bloc Notes

Informazioni

Remarqué par les Editions Loisirs et Pédagogie, ce matériel, qui convient aussi bien à des enfants ou à des adolescents qu'à des adultes, vient d'être édité.

A travers *La Ville en Jeu*, les apprenants sont appelés à découvrir peu à peu une petite ville et ses habitants, en s'appuyant sur de nombreuses images et en réalisant plusieurs jeux (memory, Pierrot Noir, jeu de l'oie, etc...). C'est ainsi que ce matériel pédagogique met en place, de manière originale, le vocabulaire et les structures de base qui permettront par la suite de travailler les dialogues et les jeux de situation proposés dans les méthodes communicatives.

Particulièrement utile pour l'enseignement à des personnes peu scolarisées, *La Ville en Jeu* comprend trois posters, un guide du formateur et un classeur de l'apprenant.

Vous pouvez commander ce matériel aux Editions Loisirs et Pédagogie:
commande@editionslep.ch
Tél. 0041(0)21 651 25 70
Fax 0041(0)21 653 57 51

Marianne Waeber, Lausanne

Assemblée générale de l'APEPS à Bâle, 29 et 30 septembre 2006

L'APEPS (Association pour la Promotion de l'Enseignement Plurilingue en Suisse) en a fait une tradition: élargir son assemblée générale à des activités de formation continue. Si l'information sur différents modèles d'enseignement bilingue constituait, dans les premières années, le centre de ces rencontres, les thématiques ont entretemps évolué et visent surtout aujourd'hui à explorer les possibilités d'un véritable enseignement plurilingue. Dans cette optique, l'assemblée convoquée les 29 et 30 septembre à Bâle était spécialement dédiée à la question de savoir comment on peut intégrer les langues des enfants de migrants dans le cursus scolaire pour que ces connaissances soient profitables à tous les élèves concernés. Les rapports que présentaient des enseignantes de Bâle et de Zurich sur les expériences menées dans leurs villes ont été complétés par quelques conférences qui mettaient les observations de terrain en perspective.

Antonie Hornung – qui, après six ans de travail intense, cède la présidence de l'Association à Christine le Pape Racine – peut se féliciter du succès de la réunion dans son ensemble, et tout spécialement des réactions plus que positives des participants à l'intervention du professeur Konrad Ehlich. Lors de sa conférence sur "Le plurilinguisme comme ressource d'intégration - tentative de dédramatisation" ("Mehrsprachigkeit als Ressource von Integration - eine Entproblematisierung"), dans un style à la fois réaliste et ironique, Ehlich a brossé pour les pays occidentaux un tableau qui ressemble de plus en plus à ce qu'on connaît depuis longtemps dans d'autres continents: le tableau d'une population de plus en plus plurilingue. Il en déduit pour l'Europe - qu'il voit particulièrement apte à remplir cette tâche - le devoir de développer les grandes lignes d'une politique linguistique commune. Celle-ci devrait par la suite être adaptée et implémentée dans les différents pays et régions du continent selon les besoins locaux. Ces réflexions ambitieuses ont fourni une sorte de synthèse aux nombreuses questions soulevées pendant d'autres activités du programme, comme p.ex. les visites dans des classes bilingues en Alsace et à Bâle, les ateliers sur l'enseignement de l'allemand au Tessin et en Valais, ou encore la présentation d'un bilan sur la formation spécifique des enseignants pour classes bilingues en Alsace. Beaucoup reste à faire, on le voit, mais bien des choses ont aussi évolué depuis la fondation de l'APEPS en 1994.

Hannelore Pistorius, Genève

12^{ème} Semaine de la langue française et de la francophonie en Suisse (17-25 mars 2007)

Les thématiques croisées de la prochaine édition de la semaine qui fête le français sous toutes ses coutures seront les **mots voyageurs** – les emprunts qui ont enrichi le français au fil des siècles – et **Blaise Cendrars** – l'écrivain bourlingueur. Une nouvelle **Valise pédagogique** qui proposera dossiers et activités sur ces thèmes sera distribuée aux enseignant-e-s intéressé-e-s dès février.
(enseignements: odile.cornuz@ne.ch)

Suisse romande, allemande et italienne s'unissent pour cette semaine de célébration du français et d'ouverture sur la francophonie.
Accédez au programme complet des manifestations dès janvier sous www.ciip.ch/slf.